

Über historische Wahrheit in postfaktischer Zeit

Vortrag am 15. Mai 2017

Dr. Karl Borromäus Murr

Die unheimliche Aktualität von George Orwells „1984“

Unter dem Eindruck der sich abzeichnenden Präsidentschaft von Donald Trump in den USA avancierte am Anfang dieses Jahres ein Roman zum meist verkauften Buch bei Amazon. Die Rede ist von George Orwells düsterem Werk „1984“, in dem ein autoritärer Staat seinen Bürgern nicht nur eine radikal inhumane Politik zumutet, sondern auch noch – viel grundsätzlicher – die Grundfeste der Wahrheit selbst zutiefst erschüttert. So penetriert dieser Staat den öffentlichen Raum dadurch, dass er seine Bürger unentwegt vermeintliche Leitsprüche glauben machen will: „Krieg ist Frieden. Freiheit ist Sklaverei. Unwissenheit ist Stärke.“

Wenn in sich Widersprüchliches zugleich wahr sein soll, wird Wahrheit fundamental ausgehebelt. Wenn Kontradiktorisches gleichermaßen Wahrheit beansprucht, wird der sprachlichen Verständigung über Wirklichkeit komplett der Boden entzogen. Eine ebenso fundamentale wie verwirrende Skepsis legt sich wie lähmender Mehltau über die buchstäbliche Selbstverständlichkeit von Sprache und Wirklichkeit. Wenn ein Urteil über Realität und sein blankes Gegenteil von etwas simultan der Fall sein können, verliert Kommunikation ihren Sinn. In einem solchen Szenario werden Wahrheit und Lüge ununterscheidbar.

Der autoritäre Staat von Orwell höhlt die Wahrheit noch einer anderen Dimension aus – und damit sind wir beim Thema des heutigen Abends angelangt – indem er auch die Vergangenheit unter sein Regime zwingt. „Wer die Vergangenheit beherrscht“, lautet die Parteiparole, „beherrscht die Zukunft; wer die Gegenwart beherrscht, beherrscht die Vergangenheit.“ Um diese „Wirklichkeitskontrolle“ perfekt zu machen, veranlasst das „Ministerium für Wahrheit“ unentwegt, die Vergangenheit den Erfordernissen der Gegenwart anzupassen. Winston Smith musste ständig die vergangenen Zeitungen umschreiben, damit sie mit den gegenwärtigen Positionen der Partei übereinstimmten. Die alten Zeitungen wurden

aus dem Verkehr gezogen, die neuen archiviert. „Der dauernde Umwandlungsprozess vollzog sich ... auch an Büchern, Zeitschriften, Broschüren, Plakaten, Flugblättern, Filmen, Liedertexten, Karikaturen – an jeder Art von Literatur, die irgendwie von politischer oder ideologischer Bedeutung sein konnte. Einen Tag um den anderen und fast von Minute zu Minute wurde die Vergangenheit mit der Gegenwart in Einklang gebracht.“

Ist mit den heutzutage viel zitierten „Fake News“, mit der gefälligen Rede von „alternativen Fakten“, mit der Diagnose des „Postfaktischen“ die negative Utopie von George Orwell geradezu Wirklichkeit geworden? Ist nicht der Klimawandel eine Erfindung der Chinesen, wie Donald Trump behauptet?

Fällt es schon bald nicht mehr ins Gewicht, ungebührliche Vergleiche der Gegenwart mit dem Nationalsozialismus anzustellen oder – schlimmer noch – sogar den Holocaust zu leugnen? Muss sich Deutschland angesichts des beispiellosen Zivilisationsbruchs des Nationalsozialismus „eine erinnerungspolitische Wende um 180 Grad“ einreden lassen, die wie selbstverständlich mit Begriffen wie „völkisch“ oder „Umvolkung“ umgeht? Haben wir es verlernt, aus der Vergangenheit unsere Lehren zu ziehen, derer wir gerade unter den Voraussetzungen der Gegenwart – so scheint es – dringender bedürften denn je? So weisen uns doch viele kritische Beobachter des politischen Tagesgeschehens auf historische Parallelen unseres Zeitgeschehens mit den so unsicheren Weimarer Jahren hin. Andere wiederum wie der Historiker Alexander Demandt sehen im Moment Deutschland von Flüchtlingen überrannt und bedroht, wie einst das römische Reich von den Barbaren. Welche historischen Vergleiche sind denn überhaupt legitim?

Angesicht der gegenwärtigen „Krise der Wahrheit“ sehen sich Historiker mit der Frage konfrontiert, ob sie noch in der Lage seien, zwischen Fakten und Fiktionen, zwischen Realität und Mythos zu unterscheiden. Sind der Geschichtswissenschaft mit der Wahrheit zugleich die historischen Tatsachen und Fakten abhandengekommen? An die Historiker stellen Sie den Anspruch, über unverbrüchliche Kriterien zu verfügen, die es erlauben, die Objektivität des Vergangenen zweifelsfrei festzustellen. Wenn sich – wie der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Peter Strohschneider, kürzlich festgestellt hat, die „Unterscheidung von Wahrheit und Lüge ... zu verändern“ droht, was kann die Geschichtswissenschaft überhaupt wissen, die es doch im Prinzip nie mit dem Anwesenden, sondern immer mit dem Abwesenden zu tun hat? Vom möglichen Wissensbestand des Historikers hängt es ab, ob der Mensch überhaupt aus der Geschichte lernen kann.

Damit sind die Leitfragen des heutigen Abends benannt. Zur Beantwortung dieser Fragen möchte ich Sie auf eine intellektuelle Reise einladen, die in weiten Teilen auf das Terrain einer Meta-Geschichte führt, indem ich nach der Geschichte der Geschichte frage, indem ich unsere vertraute Vorstellung von Objektivität historisiere, wie ich auch die begriffliche Entstehung der so unumstößlich scheinenden „Tatsachen“ und „Fakten“ zu erläutern versuche. Kann Geschichtswissenschaft wirklich erkennen, „wie es eigentlich gewesen“ ist?

Im weiteren Verlauf führe ich verschiedene Dimensionen der Skepsis vor Augen, die das Objektivitätsideal, die Tatsachenversessenheit sowie den möglichen Lehrwert des Historischen grundsätzlich hinterfragt. Mit den gewonnenen Einsichten im Rücken versuche ich abschließend, unserem heutigen Phänomen des „Post-Faktischen“ auf den historischen Grund zu gehen, um vielleicht aus dieser Geschichte zu lernen, nämlich Lösungsansätze für die „ernsthafte Wahrheitskrise“ der Gegenwart zu erkunden.

Historia Magistra Vitae

Unser gegenwärtiges Geschichtsverständnis ist kaum älter als 200 Jahre. Von der Antike über den Humanismus bis ins 18. Jahrhundert hinein hatte eine ganze andere Vorstellung von Geschichte vorgeherrscht, die sich auf die berühmte Formel von Cicero bringen lässt, wonach die Geschichte die Lehrmeisterin des Lebens sei: „Historia Magistra Vitae“. Geschichte existierte gar nicht im Kollektivsingular als die *eine* Geschichte, sondern kam nur im Plural vor als *viele* Geschichten. Diese Geschichten sollten den Menschen moralische Exempla vor Augen führen, beispielgebende Erzählungen, die dazu dienten, zum richtigen Handeln anzuleiten. Geschichte stellte in diesem Verständnis einen Fundus an Erfahrungswissen über zeitlos gültige Normen dar, die sich von der historischen Konstellation auf eine gegenwärtige Situation übertragen ließen. So bot etwa Marcus Porcius Cato der Jüngere aus der Endphase der römischen Republik ein Tugendvorbild für Gerechtigkeit, Unbestechlichkeit und Tapferkeit, der lieber freiwillig in den Tod ging, als sich von Caesars Wohlwollen abhängig zu machen. (Plutarch) Ein tugendhaftes Beispiel menschlichen Handelns lieferte auch der römisch-republikanische Staatsmann und Feldherr Marcus Atilius Regulus, der im ersten Punischen Krieg gegen die Karthager unterlegen war und in Gefangenschaft geriet. Carthago ließ Regulus unter der Auflage frei, Rom zu einem Frieden zu bewegen. Anderenfalls versprach Regulus, in die Gefangenschaft zurückzukehren. Was aber tat Regulus? Anstelle den Frieden zu verhandeln, versuchte er als Emissär in Rom, seine Landsleute dazu zu überzeugen, den Kampf gegen Karthago fortzusetzen. Was diesen Regulus zu einem

hervorragenden Tugendhelden machte, war seine konsequente Handlung, wieder freiwillig in die Gefangenschaft der Feinde zurückzukehren. Alle Überredungskünste seiner Landsleute, seiner Familie in Rom, konnten Regulus nicht in Rom zurück halten. Die Tugend, die die Geschichtsschreibung ihm zumaß, war deshalb die Treue, die Treue zum einmal gegebenen Wort, ungeachtet der Konsequenzen, die für Regulus den sicheren Tod bedeuteten.

Diese zitierten Beispiele zeigen exemplarische Geschichten, aus denen man bis ins 18. Jahrhundert hinein ein auf die eigene Gegenwart zu übertragendes Erfahrungswissen zu gewinnen dachte. Die Historie bot sich als Fremderfahrung an, die Eigenerfahrung zu komplettieren. In diesem Sinne formulierte 1734 der britische Politiker und Philosoph Henry Lord Bolingbroke: „Geschichte ist antizipierte Erfahrung.“ Ähnlich führte ein Jahr später das bekannte deutsche Universallexikon von Johann Heinrich Zedler aus: „Was wir selber nicht erfahren können, darin müssen wir der Erfahrung anderer folgen“. Aber wie tragfähig war diese geborgte Erfahrung? Und waren verschiedene historische Situationen so miteinander vergleichbar, dass sich Handlungswissen extrapolieren ließ? Bestand Geschichte nur aus moralischen Handlungsmustern?

„Wie es eigentlich gewesen ist“

Angesichts des Aufziehens der Moderne, wie sie sich mit der Aufklärung ankündigte, verlor der Topos „*Historia Magistra Vitae*“ seine grundlegende Überzeugungs- und Erklärungskraft – ein Topos, der doch zeitenhobene Tugenden und Werte von objektiver Geltung voraussetzte. Diese jahrhundertealte Gewissheit sollte mit dem Fortschreiten des modernen Zeitalters, das etwa mit der Französischen Revolution, den Napoleonischen Kriegen und der Industrialisierung sämtliche Lebensbereiche des Abendlandes veränderte, immer weiter schwinden.

Diese Erkenntnis war auch in München angekommen, wo Karl Kristian von Mann im Oktober 1806 an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften deutliche Worte fand. Mann sah sich aus der Erfahrung der grundstürzenden politischen Ereignisse seiner eigenen Gegenwart auf eine Reflexion über die Relativität allen Seins und damit auch alles Historischen zurückgeworfen: „Dahin ist es gekommen, daß in unsern Tagen das Außerordentliche zum Alltäglichen, das Große zum Gemeinen geworden ist, daß die wichtigsten Ereigniße unserm trunknen Auge wie ephemere Erscheinungen vorübergleiten, daß wir ruhig und kalt eine Reihe von Begebenheiten vorüber gehen sehen, deren eine oft die

Resultate manches Jahrhunderts aufwiegt. Throne sanken; Könige tratten vom Schauplatze; alte Verfassungen stürzten im Staube; Nationen verlohren ihren Namen; das Schicksal ganzer Völker bestimmte die Laune eines Tages.“

Was war eigentlich damals so Grundstürzendes passiert, dass Mann einen neuen Zeit- und einen neuen Geschichtsbegriff heraufziehen sah? Hier ist zunächst darauf hinzuweisen, dass die Französische Revolution nicht nur die bourbonische Königsfamilie hinrichtete, sondern darüber hinaus ein über viele Jahrhunderte herrschendes System, das man von Gottes Gnaden wählte, beseitigte und in der Folge der Demokratisierung der Gesellschaft Vorschub leistete. Die napoleonische Ära verwickelte daraufhin halb Europa in zahlreiche Kriege, in deren Gefolge es zu zahlreichen Regierungswechseln kam, die die Legitimität von Herrschaft fundamental aushebelten. Die Säkularisation ließ allenthalben die religiösen Bindungskräfte erodieren. Und nachdem die Philosophie der Aufklärung als neue Gesetzmäßigkeit der Geschichte den Fortschritt erfand, machte die Industrielle Revolution schließlich offenbar, dass im Zeichen der Beschleunigung das jahrhundertealte Paradigma der Kontinuität einem neuen Paradigma weichen musste: dem revolutionären Paradigma der Entwicklung, das die innere wie äußere Welt – mental und physisch – auf den Kopf stellte.

In diesem Zeitalter des radikalen Umbruchs und des enorm gesteigerten Orientierungsbedürfnisses der Welt zog das völlig neue Verständnis einer Geschichte auf, die in Politik, Gesellschaft und Kultur nun eine neue Rolle annahm: nämlich nationale Identität zu stiften, die man in der einmaligen Historie des eigenen Volkes, der eigenen Nation, zu entdecken glaubte.

Johann Gottfried Herder wie Wilhelm von Humboldt hatte unter anderem die Vorstellung von der Individualität der Völker bzw. Nationen aufgebracht, deren historische Evolution zu erforschen sei. Aus den vielen Geschichten entwickelte sich nun *die* Geschichte im Kollektivsingular, der ein einheitliches Wesen zugebilligt wurde. Geschichte stand nun nicht mehr für das Exemplarisch Allgemeine, sondern für das Besondere, für die Singularität, für die Unvergleichbarkeit.

Wer Geschichte als individuellen und einzigartigen Verlauf begreift, der muss die Vorstellung von der Historie als überzeitlicher Lehrmeisterin des Lebens in Zweifel ziehen. In unnachahmlicher Manier hat dies der deutsche Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel in seinen Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte festgestellt: „Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, dass Völker und Regierungen niemals aus der

Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben.“

Auch Leopold von Ranke, einer der Gründungsväter der modernen Geschichtswissenschaft, verlieh der belehrenden und moralisch urteilenden Historiographie früherer Tage eine deutliche Absage. Er formulierte 1824: „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, beigemessen“. Er hingegen wolle „bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen.“ Diese Formel prägt zum Teil bis heute die Auffassung von geschichtswissenschaftlicher Arbeit. Die dahinter liegende Vorstellung von historischer Wahrheit geht von zwei Grundvoraussetzungen aus. Einerseits setzt Ranke voraus, dass es eine „eigentliche“, einzigartige, singuläre Geschichte gibt, die genau so und keinesfalls anders verlaufen ist. Folglich kann auch nur eine einzige zutreffende historische Wahrheit existieren. Andererseits ging Ranke davon aus, dass der Historiker in der Lage sei, diese Wahrheit zweifelsfrei zu erkennen und zu erzählen.

Mit der Auffassung von einer eigentlich sich zugetragen Geschichte begründete Ranke zugleich ein hohes Objektivitätsideal, das auf peinlich genauem Quellenstudium gründen müsse. So forderte er vom Geschichtsforscher: „Strenge Darstellung der Thatsache, wie bedingt und unschön sie auch sey, ist ohne Zweifel das oberste Gesetz“. Mit Humboldt verfocht Ranke ein Objektivitätsideal, das voraussetzte, dass der Forscher nicht vom subjektiven moralischen Standpunkt der Parteilichkeit aus urteilte, sondern historische Tatsachen so bewertete, wie sie unabhängig vom Beobachterstandpunkt geschehen sein mochten. Ranke formulierte dies so: „Ich wünschte mein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen.“ In der Feststellung objektiver geschichtlicher Fakten wollten er und seine Befürworter den Schlüssel historischer Wahrheit erkennen. Philosophisch gesehen, operierte Ranke mit einem Wahrheitsverständnis, das Wahrheit in der Übereinstimmung von Begriff und Wirklichkeit findet. Schon bei Thomas von Aquin hieß es: Wahrheit liegt in der *Adaequatio intellectus et rei*. Erst wenn die Realität – in unserem Fall die vergangene Realität – mit der Aussage darüber korrespondiert, lässt sich von objektiver Wahrheit sprechen.

Die so zeitlos scheinende Rede von Objektivität, von Tatsachen oder Fakten und von Wahrheit, allesamt Begriffe und Konzepte, die noch heute die populäre Vorstellung von Wissenschaft bestimmen, will ich jedoch im Folgenden historisieren, um zu demonstrieren,

dass diese vermeintlich unverbrüchlichen Bürgen historischer Wahrheit keinesfalls unbedarfte bzw. unproblematische Kategorien geschichtlicher Erkenntnis darstellen.

Historische Relativierung von „objektiv“, von „Tatsachen“ und „Fakten“

Hatte bereits Thukydides gefordert, Tatsächliches (res factae) und Erdachtes (res fictae) voneinander zu scheiden, und hatte Lukian für die Unparteilichkeit und Unabhängigkeit des Historikers votiert, nahm der Begriff der Objektivität erst im 18. Jahrhundert seine noch heute geltende Bedeutung an. War objektiv als ein objectum, als ein Vorwurf, Gegenwurf des eigenen Denkens gehandelt worden, so emanzierte sich im Zeitalter der Aufklärung Objektivität von den Verstandesoperationen und wurde zu etwas vom menschlichen Geist Unabhängigem, das im Wahrnehmungs- und Erkenntnisprozess als Tatsache festgestellt werden könne. Der auf Objektivität zielende Erkenntnisprozess nahm sich den Sehvorgang zum Vorbild. Objektiv feststellbar ist, was der Betrachter wie unbeteiligt vom Zuschauerrang eines Theaters aus beobachten kann – so ist übrigens unser Begriff der ‚Theorie‘ entstanden.

Der Begriff ‚Tatsache‘ sodann tritt ebenfalls erst im Lauf des 18. Jahrhunderts in den deutschen Sprachgebrauch ein – nämlich als Übersetzung des Englischen „matter of fact“. Bezeichnet war mit ‚Tatsachen‘ jedoch zunächst Taten, nämlich die Taten Gottes. Tatsachen deuteten nämlich auf das göttliche Wirken in der Geschichte. Der Begriff des ‚Faktums‘ wiederum stammte ursprünglich aus der juristischen Sprache und verweist damit auf einen Tathergang. Wenn der englische Philosoph und Staatsmann Francis Bacon Fakten aufruft, hört sich das bisweilen so an, als ob er von Verbrechen spricht. Jedem Gericht war aufgetragen, wirklich Geschehenes von Erdachtem zu unterscheiden.

Die Akademien der Wissenschaften verstanden sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts deshalb als regelrechte Gerichte, die Tatsachen von Spekulationen schieden, um einen Konsens in der Wissenschaftsgemeinschaft herzustellen. Die Pariser Académie Royale des Sciences wurde 1666, so lehrt uns Lorraine Daston, zu dem Zweck gegründet, „wahr“ von „falsch“ zu unterscheiden. Endgültig verhalfen der Empirismus der Neuzeit, der Positivismus der Aufklärung, der Wahrheit als einer methodisch hergeleiteten Feststellung von Tatsachen zum Durchbruch, die unabhängig vom einzelnen Parteistandpunkt Geltung beanspruchen konnte. In der hier skizzierten Begriffsentwicklung haben sich Objektivität, Wahrheit, Tatsachen und Fakten immer stärker verselbständigt, verdinglicht und entzeitlicht – mit dem Ergebnis einer verführerischen Suggestion, dass die Feststellung einer gleichsam ewig geltenden Wahrheit als untrügliches Verfahren funktioniere, gleich so, wie die visuelle Wahrnehmung Dinge doch zweifelsfrei zu erkennen glaubt.

Die methodische Herleitung aus den empirischen Quellen, die jedermann überprüfen konnte, galt als Königsweg zur Begründung der Wissenschaftlichkeit der historischen Erkenntnis. Das

triumphale Verständnis im vermeintlichen Besitz der geschichtlichen Wahrheit begründete die selbstgewisse Haltung vieler Historiker des 19. Jahrhunderts. Zu den selbstgewissen Vertretern einer im Besitz der historischen Wahrheit befindlichen Wissenschaftszunft darf vor allem der Philosoph Hegel gezählt werden, der die Geschichte im Sinne des vergangenen Geschehens in eine zielgerichtete Verlaufsform brachte. Anders als etwa Ranke, der jede Epoche in ihrer Eigenheit zu verstehen suchte, glaubte Hegel den objektiven Schlüssel der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit gefunden zu haben: nämlich als Entwicklung der menschlichen Freiheit, die die Vernunft nachzuzeichnen in der Lage ist. Diese Hegelianische Geschichtsvorstellung wirkte und wirkt bis in unsere Zeit. So diagnostizierte der amerikanische Politikwissenschaftler Francis Fukuyama angesichts des Zusammenbruchs der Sowjetunion 1989 tatsächlich das Ende der Geschichte, die nun weltweit in ihr freiheitliches Endstadium getreten sei. Und auch in zahlreichen westlichen Demokratien herrscht eine liberale Geschichtsauffassung vor, wonach sich die Welt zur Durchsetzung von Menschenrechten, zum globalen Abbau sozialer Ungleichheit entwickeln würde. Welch' ein Irrtum! Die Abwegigkeit von Hegels Geschichtskonzept hat sich spätestens in der Interpretation von Karl Marx erwiesen, der mit seinem historischen Materialismus der Geschichte einen eindeutigen Weg wies, dem sprichwörtlich Menschenleben zu opfern waren, um die höheren Ziele der Historie – die klassenlose Gesellschaft - zu verwirklichen und durchzusetzen. Am eindringlichsten hat wohl Karl Popper erstmals 1936 vorgetragenen Gedanken über „Das Elend des Historizismus“ der Hegelianischen Geschichtsphilosophie mitsamt ihrer Marxistischen Variante eine ethisch begründete Absage erteilt.

Denn Hegel wie Marx hatten sich vom Objektivitätsideal Rankes entfernt, indem sie mehr oder weniger unverhohlen ihre Parteilichkeit zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen zum notwendigen Geschichtsverlauf machten. Bei Marx war dies der „Klassenstandpunkt“, bei Johann Gustav Droysen eine vaterländisch und religiös begründete Position. Für die Nationalliberalen Denker und Politiker Deutschlands galt die Gründung des Kaiserreichs 1871 als regelrechte Erfüllung der eigenen Geschichte.

Nietzsches radikale Kritik am Konzept der Objektivität

Es war der Altphilologe und Philosoph Friedrich Nietzsche, der in einer nie dagewesenen Radikalität das Objektivitätsideal der historischen Wissenschaften angreifen sollte.

Zum einen vertrat Nietzsche den Standpunkt, dass es weder eine überzeitliche Wahrheit noch zeitenthobene Werte gebe. Mit seiner Vorstellung von einer „Genealogie der Moral“ plädierte er vielmehr für eine grundlegende Historisierung von vermeintlich ewig Gültigem. Diese Historisierung musste zwangsläufig zur Relativierung von Werten führen, derer sich die kaiserzeitliche Gesellschaft so sicher wähnte. Denn wenn Werte historisch geworden sind, sind sie im Fluss, damit auch manipulierbar. Nietzsche nahm das herkömmliche Objektivitätsideal auch deshalb unter Beschuss, weil er davon ausging, dass dieses nur noch einen leblos-dürren Intellektualismus hervorbringe. Er kritisierte „das unterthänige Auf-dem-Baum-Lieben vor jeder kleinen Thatsache“ als objektivistischen Irrweg. Er votierte stattdessen für einen klar interessengeleiteten Umgang mit Geschichte, der einzig dem Leben im Sinne eines Vitalismus diene. Deshalb heißt seine berühmte Unzeitgemäße Betrachtung von 1874 auch: „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“. Die radikale Kritik Nietzsches am Historismus sollte bis zum Ende des 20. Jahrhunderts einflussreich bleiben.

Die historischen Wissenschaften gerieten gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch von anderer Seite in die Defensive. Der Siegeszug der positiven exakten Wissenschaften wie etwa der Physik, die sich auf Naturgesetze berufen konnte, forderte eine Geschichtswissenschaft heraus, die sich doch prinzipiell nicht so sehr für das Allgemeine, sondern vielmehr für das Singulär-Individuelle interessiert. Denn Geschichtswissenschaft hat es nie mit reinen Gesetzmäßigkeiten zu tun, sondern immer nur mit Einzelheiten. Diese werden zudem immer von einer standpunktabhängigen Perspektive aus beurteilt, eine Perspektive, die unumgänglich Wertbeziehung impliziert.

Max Webers Unterscheidung im Werturteilsstreit

In diesem Zusammenhang traf der Soziologe Max Weber eine hilfreiche Unterscheidung, die die von Ranke geforderte Wertfreiheit überbot. Weber unterschied bei jedem historischen Urteil zwischen Werturteil und Wertbeziehung. Während Werturteile, die moralisch urteilen, partout zu unterlassen seien, lässt sich eine Wertbeziehung gar nicht vermeiden. Denn: Wie es nach Weber falsch wäre, historisch zu behaupten, dass Ludwig XVI. am 21. Januar 1893 zurecht durch das Fallbeil der Französischen Revolution ermordet wurde, ist eine Geschichtsschreibung ohne Wertbeziehung schlechterdings nicht denkbar. So setzt nahezu jeder gegenwärtige Historiker in Deutschland eine demokratische Grundgesinnung voraus, die seinem geschichtlichen Fragen implizit oder explizit zugrunde liegt. Wenn ich stärker eine liberalistische Grundhaltung pflege, werde ich die Freiheitsmomente in der Geschichte stärker

gewichten. Wenn ich als Vertreter eines klassischen Historismus Geschichte betreibe, werden die politischen Akteure wie Napoleon oder Bismarck, Churchill oder Hitler oder aber herausragende Ereignisse wie diplomatische Aktionen oder Kriege in den Vordergrund rücken. Als marxistischer oder neomarxistischer Forscher interessiere ich mich mehr für die sozioökonomischen Strukturen einer Gesellschaft und die Perspektive auf den Abbau von gesellschaftlicher Ungleichheit. Der Blick richtet sich eher auf die kleinen Leute als auf die großen Männer. Eine Geschlechtergeschichte als Subdisziplin der Gesellschaftsgeschichte wird vorrangig den Blick richten auf Beschränkung von Frauenrechten und deren sukzessive Stärkung.

All diese Wertbeziehungen würde Max Weber als Voraussetzung von Geschichtswissenschaft wohl akzeptieren – allerdings nur dann, wenn sie nicht in moralische Verurteilungen umschlagen. Während Weber Standortgebundenheit für eine unhintergehbare Voraussetzung wissenschaftlicher Erkenntnis hält – dies selbst in den Naturwissenschaften -, sei hingegen Parteilichkeit verwerflich. Daraus folgt, dass Weber eine Objektivität der Kulturwissenschaft für möglich hält, dass es jedoch „keine schlechthin ‚objektive‘ wissenschaftliche Analyse des Kulturlebens oder ... der ‚sozialen Erscheinungen‘“ gebe. Denn der Erkenntnisprozess von historischen oder sozialen Phänomenen setze in der „individuell gearteten Wirklichkeit des Lebens“ an, der nur in Abhängigkeit von „Wertideen“ geschehen könne. Eine solche Erkenntnis sei „stets eine Erkenntnis unter spezifisch besondern Gesichtspunkten“. Noch pointierter: es gibt allenfalls einen Grad an Objektivität, der immer nur perspektivisch gewonnen werden kann, eine absolute Objektivität des Weltgeschehens erkennen zu wollen, ist hingegen ein sinnloses, weil theoretisch fragwürdiges Unterfangen. Demzufolge stellt sich keine einzige Erkenntnis ein, wenn ich nicht eine bestimmte Perspektive eingenommen habe. In diesem Sinne gibt es keine Erkenntnis an sich, sondern nur für sich: nämlich perspektivisch geformt. Eine solche Sicht erteilt einem an sich sinnvollen Verlauf von Geschichte, wie sie etwa Hegel oder Marx vertraten, eine Absage.

Noch stärker spitzte das der Philosoph Theodor Lessing (1872-1933) in seiner 1919 vorgelegten Schrift mit dem Titel „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen“ zu. Dort formulierte der 1933 von den Nationalsozialisten ermordete Denker: „Keineswegs aber wird durch Geschichte ein verborgener Sinn, ein Kausalzusammenhang, eine Entwicklung in der Zeit per se offenbar; sondern Geschichte ist Geschichtsschreibung, das heißt die Stiftung dieses Sinnes, die Setzung dieses Kausalzusammenhangs, die Erfindung dieser Entwicklung. Sie vorfindet nicht den Sinn der Welt; sie gibt ihn.“

„Es gibt keine ‚nackten‘ Fakta“ (Ernst Cassirer)

Ein Zeitgenosse von Lessing war Ernst Cassirer (1874-1945), den ebenfalls die Begründung der Wissenschaftlichkeit der Kulturwissenschaften umtrieb, die er von ihrer Erkenntnistheorie her von den so erfolgreichen Naturwissenschaften seiner Zeit unterschied. Auch Cassirer geht davon aus, dass eine totale Objektivität nicht möglich sei, würde doch erst die Summe sämtlicher Objektivierungen vergangener und gegenwärtiger Wirklichkeit diese Objektivität ermöglichen. Cassirer, der damit die Tür zu dem später von mir vorzustellenden Konstruktivismus öffnet, betont: „Es gibt keine ‚nackten Fakta – keine Tatsachen, die anders als im Hinblick auf bestimmte begriffliche Voraussetzungen und mit ihrer Hilfe feststellbar sind. Jede Konstatierung von Tatsachen ist nur in einem bestimmten Urteils-Zusammenhang möglich, der seinerseits auf gewissen logischen Bedingungen beruht.“ Für Cassirer existiert keine „nackte Wahrnehmung, die frei von jeder Zeichenfunktion wäre“. Denn Wahrnehmung ist immer schon durch Zeichen, durch Sprache und Sinnggebung geformt, wie auch der Gegenstand, auf den sie sich richtet. Mit anderen Worten: Cassirer geht davon aus, dass der Mensch die kulturelle Wirklichkeit überhaupt erst im sprachlichen Begreifen, in der Sinnzuschreibung erschafft. Nicht wie das Objekt an sich sei, sondern wie das Subjekt das Objekt konstruiere, darauf richtet sich das Erkenntnisinteresse der Kulturwissenschaft.

Wenn sich der Forscher auf den Konstitutionsprozess von Sinn konzentriert, dann kann es einer Geschichtswissenschaft nicht um die „Erkenntnis äußerer Fakten oder Ereignisse“ gehen, wie Cassirer feststellt. Geschichtswissenschaft sei vielmehr „eine Form der Selbsterkenntnis“. In dieser konsequenten Lesart sagt die Arbeit des Historikers mindestens soviel über sich selbst und seine eigene Zeit aus wie über die Zeit, auf das er sein Erkenntnisinteresse richtet.

Bevor ich endgültig auf den Konstruktivismus zu sprechen komme, erlauben sie mir, Ihnen noch einen weiteren radikalen Kritiker einer naiv verstandenen Objektivität der historischen Wissenschaften vorzustellen: Hans-Georg Gadamer (1900-2002), ein Heidegger-Schüler der der Schule der philosophischen Hermeneutik zuzuordnen ist. Gadamer hält den Objektivitätsanspruch von kulturwissenschaftlicher Erkenntnis schlichtweg für Illusion. „Der historische Objektivismus, indem er sich auf seine kritische Methodik beruft, verdeckt die wirkungsgeschichtliche Verflechtung, in der das historische Bewußtsein selbst steht.“

Gadamer wendet den vermeintlichen Nachteil historischer Erkenntnis, nämlich mit Vorurteilen zu operieren, in ein Positivum. Er interessiert sich genauso für die Geschichte des betrachteten Gegenstands wie für Wirkungsgeschichte der eigenen Fragen, Interessen und Vorurteile. Aber Gadamer redet damit nicht einem naiven Subjektivismus das Wort, sondern votiert für einen hermeneutischen Prozess, indem die eigenen Vorurteile bewusst ins Spiel gebracht werden, die sich im Lauf des Verstehensprozesses verändern – so wandeln sich im Verstehen ständig der Verstehende und das Verstandene. Der berühmte hermeneutische Zirkel ist so in Gang gesetzt.

Der Konstruktivismus

Der philosophische Konstruktivismus, dem man die Begriffe der Postmoderne und des Poststrukturalismus zur Seite stellen kann, trat seit den 1960er Jahren vor allem an französischen und amerikanischen Universitäten hervor. In der Tat lassen sich unter dem Begriff ‚Konstruktivismus‘ verschiedene Radikalisierungsstufen der sozialen wie kulturellen Herstellung von Wirklichkeit und damit auch von Wahrheit subsumieren. Notorisch geworden ist die 1969 erstmals erschienene Studie von Peter Berger und Thomas Luckmann mit dem Titel „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“. Die beiden soziologisch ansetzenden Forscher verabschieden sich von einem klassischen Objektivismus und stellen die These dagegen, dass all unser Wissen gesellschaftlich für eine bestimmte soziale Gruppe konstruiert ist, indem es in Interaktionen zwischen Individuen und Gesellschaft entsteht. Unabhängig von der Frage, ob es eine äußere Welt überhaupt gibt, betonen Berger und Luckmann, dass wir Menschen die Welt in Erziehungs- und Lernprozessen immer gemeinsam, d.h. sozial herstellen und deuten, die solchermaßen als gleichsam zweite Natur ausgebildet. Ähnlich wie Berger und Luckmann hatte übrigens Maurice Halbwachs schon 1939 festgestellt, dass unser kollektives Gedächtnis in einer sozialen Konstruktion entsteht.

In diesem Sinne einer sozialen Konstruktion von historischer Wirklichkeit haben in den letzten 25 Jahren zahlreiche Forscherinnen und Forscher Geschichten der zweiten Ordnung erforscht und geschrieben. In diesem Sinne ging es zum Beispiel nicht darum, wie Arminius die Römer im Teutoburger Wald geschlagen hatte, sondern wie und zu welchem Zweck die nachfolgenden Generationen ihn rezipierten, ihn mit Bedeutung aufluden. Ich selbst habe etwa die Bedeutungskonstruktionen untersucht, die nachfolgende Jahrhunderte dem mittelalterlichen Kaiser Ludwig dem Bayern zuschrieben – vom 15. bis ins 20. Jahrhundert hinein.

Geschichtsforschung und -schreibung im Zeichen des Konstruktivismus interessiert sich gewissermaßen weniger für den Inhalt, als vielmehr für die Form, die allerdings ungemein politisch aufgeladen sein kann. Forscher, die diesem Ansatz folgen, interessieren sich für das kollektive Gedächtnis, für Geschichtsbilder, für das Geschichtsbewusstsein, Geschichtskultur, Nostalgie, für Erinnerungsorte, Erfindungen von Traditionen, für historische Diskurse, Stereotype, Klischees, Fiktionen, Wunder, Utopien und Mythen. Bei all dem geht es dem Konstruktivismus nicht zuerst darum, die Unwahrheiten von all diesen kulturellen Gebilden wie etwa von Mythen zu erhärten, sondern gewissermaßen die Wahrheit von Mythen offenzulegen, und das heißt herauszufinden, warum Mythen Wahrheit oder zumindest kollektive Geltung für eine soziale Gruppe beanspruchen.

Lassen Sie mich das an einem Beispiel verdeutlichen. So gibt es zahlreiche Mythen der Nationen, Gründungsmythen wie etwa in der Schweiz den Mythos von Wilhelm Tell oder von Arnold Winkelried. Letzterer soll in der Schlacht von Sempach vom 9. Juli 1386, als die Schweizer Eidgenossen gegen die Habsburgischen Herrscher siegten und damit einen Grundstein für ihre Unabhängigkeit legten, gekämpft haben. Der Name bzw. die Person von Arnold Winkelried taucht aber erst etwa 100 Jahre nach der Schlacht in der Schweizer Geschichtsschreibung zum ersten Mal auf. Der Mythos erzählt nun, dass Winkelried sich in die Lanzen der Habsburger Feinde geworfen haben soll, wodurch er eine Bresche für den erfolgreichen eidgenössischen Angriff geschlagen haben soll. Winkelried selbst kam bei seiner heldenhaften Tat zu Tode.

Der Winkelried-Mythos, der sich historisch nicht belegen lässt, folgt einem bekannten Mythen-Muster, nämlich dem Opfer-Mythos, wonach ein Protagonist sein Leben opfert, um eine Gemeinschaft, in diesem Fall die Schweizer Eidgenossenschaft zu begründen. Mythentheoretisch spricht man von einer symbolischen Ökonomie, wonach der Tod eines einzelnen gegen das Leben einer Gruppe getauscht wird. Solche Mythen finden sich sehr zahlreich bei alle Nationen. Ganz ähnlich wie die Geschichte um Winkelried für die Schweiz ist die Geschichte um den berühmten Schmied von Kochel gelagert. Auch er gibt in der historischen Erzählung sein Leben hin, um Bayern zu retten. Frankreich erinnerte an Vercingetorix oder an Jeanne D'Arc, Schottland an William Wallace etc. Der Realitätsgehalt dieser Mythen, der sich historisch häufig überhaupt nicht belegen lässt, tritt hinter das viel wichtigere Motiv zurück, die gegenwärtige soziale Gruppe, so etwa ein Volk, einen Staat oder eine Nation legitimatorisch zu begründen. Um Mythen zu verstehen, geht man irr, wenn man versucht, Fiktion und Wahrheit gegeneinander ausspielen. Denn Mythen stellen niemals Abbildungen von Realität dar, sondern vielmehr „Bedeutungsinvestitionen in die Realität“,

wie das Herfried Münkler formuliert hat – „Bedeutungsinvestitionen in die Realität“, die im sozialen Leben einer Gruppe Geltung beanspruchen und deren Leben strukturieren, organisieren, begreifbar und verständlich machen. Gerade die Politik – auch die gegenwärtige – kommt ohne Mythen gar nicht aus, ganz gleich, ob man aus einer Nation eine „Schicksalsgemeinschaft“, eine „Volksgemeinschaft“ oder eine „Solidargemeinschaft“ macht. Ein Mythos beschreibt nicht wirklich ein vergangenes Leben, sondern ist dazu angetan, gegenwärtiges Leben zu bewältigen und existiert nur solange, wie er auf gesellschaftliche Plausibilität trifft. Wer das Holocaust-Mahnmal in Berlin ein „Denkmal der Schande“ nennt und wer für Deutschland eine „erinnerungspolitische Wende um 180-Grad“ fordert, trifft zum Segen unserer Demokratie nicht auf gesellschaftliche Plausibilität.

Geschichte ist Erzählung (Hans-Michael Baumgartner)

Lassen Sie mich in der Erkundung von historischer Wahrheit, wie sie der Konstruktivismus begreift, noch einen Schritt weitergehen.

Ich darf Ihnen in diesem Zusammenhang die Geschichtsphilosophie von Hans-Michael Baumgartner vorstellen, der nicht so sehr auf die gesellschaftliche Konstruktion von historischer Wirklichkeit abhebt, sondern auf die narrative Struktur des historischen Gegenstands. Mit dem amerikanischen Philosophen Arthur C. Danto (1924-2013) bringt uns Baumgartner die historische Erzählung als gleichsam transzendente Struktur historischer Wahrheit zu Bewusstsein. Es ist nichts anderes als die historische Erzählung, die geschichtliche Narration, die Objektivität und Wahrheit von Geschichte konstituiert.

Objektivität entsteht demzufolge nicht aus dem betrachteten Gegenstand heraus, sondern erst in „jenem vermittelnden Medium“ der Erzählung, die „ausgewählte Züge der Bestimmtheit des Gegenstandes auf die Folie der Vergangenheit projiziert und dadurch als eine gewordene Bestimmtheit interpretierend vergegenständlicht und präsent macht.“ Denn, so Baumgartner, „Nur das Erzählen verknüpft zeitlich auseinanderliegende Situationen als Veränderungen eines Gegenstandes und interpretiert sie als Zusammenhang in der Zeit.“ Und so fasst der in München geborene Philosoph noch einmal zusammen: „Objektivität des geschichtlichen Wissens bestimmt sich darum weder aus der idealiter gedachten Kontinuität eines lückenlos fließenden Lebens, noch aus der unübersehbaren Vielfalt von vergangenen Ereignissen, sondern allein aus dem geschichtliche Gegenständlichkeit erzeugenden, unter Gesichtspunkten allgemeiner Bedeutung konstruierenden Vorgang des Erzählens.“

Wird Geschichte damit zu einem beliebigen Spiel von Erzählungen, die den Wahrheitsanspruch aufgegeben haben? Mitnichten! Ganz gleich, ob ich historische Urteile fälle, sie alle enthalten je eigene Wahrheitsmomente, „die sich je nach Bedeutungsintention als Evidenz, Korrespondenz, Kohärenz, Konsistenz und Konvention darstellen und je verschieden explizieren lassen, grundsätzlich aber auf das intersubjektive Kriterium des Consenses bezogen sind.“

„Es gibt nichts außer Text“ – der Poststrukturalismus

Die Position Baumgartners finden wir nochmals zugespitzt bei den Vertretern des sogenannten Poststrukturalismus wie etwa Jacques Derrida, Jean Baudrillard, Paul de Man oder Hayden White. Pointiert ausgedrückt, gehen diese Denker von der Vorstellung aus, es gäbe überhaupt keine Fakten, sondern nur geschriebene Texte, auch wenn sie sich als Kriege oder Revolutionen gebärden. Jegliche mögliche Korrespondenz einer Aussage mit einer übereinstimmenden Wirklichkeit stößt beim Poststrukturalismus partout auf Ablehnung. So heiße es bei Derrida: „Es gibt nichts außer Text“ oder wörtlich übersetzt: „Ein Text-Äußeres gibt es nicht“.

Hayden White – ein Literaturwissenschaftler – setzte in diesem Sinne an und überprüfte verschiedene Texte von Geschichtsschreibern auf ihre literarische Dimension, auf ihre poetischen und rhetorischen Aspekte und er gelangte zu der These, dass Geschichtsschreibung viel mehr Literatur denn Tatsachenfeststellung sei. Und in einigen Fällen ist es tatsächlich möglich, zu zeigen, dass die narrative Organisation des Textes den inhaltlichen Gang der Ereignisse bestimmt. So hat beispielsweise Peter Fritzsche die Tagebücher und Memoiren eines durchschnittlichen Bürgers im 20. Jahrhundert untersucht und ist zu dem Schluss gelangt, dass je nach Literaturgattung ein ganz verschiedenes Leben zutage gefördert wird. Je nachdem der Historiker, so Hayden White, – wissentlich oder unwissentlich – seinen Text als Romanze, als Tragödie, als Komödie oder als Satire anlegt, gibt er dem erzählten Inhalt damit eine eindeutige Richtung. Die positive Auswirkung dieses „linguistic turn“ auf die Geschichtswissenschaft ist darin zu sehen, dass Historiker bei ihren zu untersuchenden Quellen nun viel mehr auf die literaturimmanenten Dimensionen blicken, die die erzählten Inhalte mehr oder weniger regieren. Der Nachteil einer poststrukturalistischen Geschichtsbetrachtung liegt darin, dass diese den Wahrheitsanspruch komplett verwirft, wodurch alle Erzählungen, die gleichsam miteinander konkurrieren, die gleiche Geltung beanspruchen dürfen.

Mein Vortrag hat Sie bis an den äußersten Rand des Zweifels, an die Grenze der Skepsis bezüglich Wahrheitsaussagen über Historie geführt, die davon ausgehen, dass die Basis historischen Wissens nicht vermeintliche Fakten bilden, sondern allein Texte, Erzählungen, Sprache. Dass Sprache bei Weitem nicht nur Inhalte vermittelt, sondern dass vielmehr der Ton die Musik macht, dass mithin die Form des Sagens bisweilen wirkmächtiger ist als die transportierte Botschaft, ist uns aus dem Alltagswissen vertraut. Diese Erkenntnis hat der Poststrukturalismus im Grund radikalisiert.

Es ist diese radikale Relativierung von Wahrheit durch den Poststrukturalismus, den manche Zeitdiagnostiker heute als eigentlichen Grund betrachten, die Misere des Postfaktischen heraufbeschworen zu haben, wonach gleichsam beliebig jede Wahrheit Geltung anmelden könne. Zu diesen Kritikern gehört etwa der renommierte britische Historiker Richard J. Evans, der im postmodernen Zugriff auf Kultur und Geschichte die Ursache für die gegenwärtige Wahrheitskrise sieht.

Ich selbst teile diese Kritik nicht. Zum einen habe ich Ihnen vor Augen geführt, dass sich die reflektierten Geistes- und Kulturwissenschaften schon vor weit über 100 Jahren von einem naiven Verständnis von Wahrheit, Objektivität und Faktizität verabschiedet haben. Heute von ‚postfaktisch‘ zu reden, verschleiert nur den Sachverhalt, dass wir die verdinglichten Fakten schon lange hinter uns gelassen haben – zum Besseren für die Erkenntnis und die Wirklichkeit.

Aus der Geschichte lernen? Thesen zur gegenwärtigen Wahrheitskrise

Meines Erachtens führen ganz andere Bedingungen zu der tiefen Verunsicherung von Sprache und Wirklichkeit, die uns gegenwärtig so sehr beschäftigt. Mein Erklärungsansatz hierfür führt gewissermaßen in die Medientheorie und Mediengeschichte. Meine These geht davon aus, dass immer, wenn sich in der Geschichte neue Medien in der Gesellschaft etablieren, es zu mehr oder weniger starken Irritationen der bis dahin dominierenden Wahrheitsvorstellung kommt, sprich: zu Wahrheitskrisen, - die wir im Übrigen sehr ernst zu nehmen haben.

So hat die Einführung des Buchdrucks, der Fotografie, des Radios, des Films im jeweiligen Zeitalter zu mehr oder weniger schweren Wahrheitskrisen geführt, wie wir sie heute angesichts der Etablierung der Neuen Medien des digitalen Zeitalters beobachten können. Immer wenn neue Medien in der Geschichte auftraten, lässt sich beobachten, dass dadurch die

herkömmlichen Autorisierungen von Wissen, die Feststellung von Wahrheit, in Bedrängnis gerieten. Als sich im 16. und 17. Jahrhundert der Buchdruck verbreitete, ging damit eine Verbreitung von Wissen einher, für dessen Wahrheitsfeststellung schlichtweg die Strategien fehlten. Lorrain Daston hat darauf hingewiesen, dass etwa die so scharf urteilenden „Flugblätter der Reformationszeit“ sich mit einer heutigen Website wie etwa den rechtspopulistischen Breitbart News vergleichen lassen. Wenn ich davon ausgehe, dass alles, was in einer mittelalterlichen Handschrift zu lesen stand, absolute Wahrheit beansprucht, können kontroverstheologische Pamphlete leicht zu einer Verselbständigung von Wahrheit führen. Wenn ich den Wahrheitsanspruch der Süddeutschen Zeitung, der Frankfurter Allgemeinen oder selbst noch der Bild-Zeitung an viele Neue Medien anlege, werde ich sehr schnell in Aporien geraten: Weil ich etwa allen Weltverschwörungen aufsitze, in sektiererische Kreise gerate oder im besten Fall in einem global-digitalen Stammtisch lande, dessen mehr oder weniger krude Positionen ich im örtlichen Gasthaus nun nicht unbedingt teilen würde.

Eine zweite Erkenntnis lässt sich aus der Mediengeschichte auf die Gegenwart übertragen. Beim Auftreten von neuen Medien lässt sich immer wieder bemerken, dass diese mit einer bis dahin unvorstellbaren, unmittelbar einleuchtenden, unvermittelten Evidenz von Wirklichkeit daherkommen – eine Evidenz, die als unverbrüchlicher Wahrheitsgarant erscheint. Beim Aufkommen der Fotografie glaubte man, dass diese die Wirklichkeit, wie sie ist, abbildet, was wir längst als eine große Naivität entlarvt haben. Eine weitere Erkenntnis, die sich aus der Mediengeschichte gewinnen lässt, zielt auf die Beobachtung, dass bei der Bedrohung oder gar beim Verlust von herkömmlichen Wahrheitsmechanismen immer wieder merkwürdige Gefühlskulturen aufblühen, bei denen Emotionen als Authentizitätsgaranten an die Stelle von nüchterner und mühevoller Wahrheitsklärung treten. Donald Trump wie auch die AfD beanspruchen, mittels einer ungefilterten Kommunikation mit dem Wahlvolk per Facebook und Twitter eine unmittelbare Demokratie praktizieren zu können, die auf momentane Erregungszustände baut und die auf emotionale Überwältigung, lediglich auf Wahrheitseffekte zielt. Das ist eine Politik von „Brot und Spielen“, die mit einer Demokratie der Vernunft nichts gemein hat – eine Politik überdies, die nur Brot und Spiele verspricht, ohne sie wirklich verteilen zu können.

Die unzähligen Unwahrheiten, die heute die Neuen Medien verbreiten, haben es deshalb so leicht, Gehör bzw. Akzeptanz zu finden, weil wir unserer bisherigen Medienerfahrung, mit der wir bis dato glaubten, treffend wahr von falsch unterscheiden zu können, naiv auf die digitale Welt übertragen, die noch dazu eigene Gefühls- und Meinungslagen mit Algorithmen

künstlich verstärkt. Das ist eine infame Manipulation! Damit ist nicht nur einem klassischen Wahrheitsverständnis der Boden entzogen, sondern auch einem Sozial-Konstruktivismus, wonach Wahrheit zumindest auf kollektivem sozialen Konsens beruhen muss.

Aufgrund der Wahrheitskrise im Ausgang des Mittelalters haben sich in der Moderne mühsam verschiedene Institutionen herausgebildet, die über die Wahrheitsfeststellungen einen Konsens herstellten: so etwa Akademien der Wissenschaften, Universitäten, wie aber auch Parlamentarismus und Demokratie. Die Arroganz einer genuinen Twitter-Politik liegt darin, diesen institutionell abgesicherten Wahrheits-Feststellungen keinen Glauben zu schenken.

Können wir nun, so lassen Sie mich abschließend fragen, aus der Geschichte lernen? Anders als der klassische Historismus meine ich mit Ralf Dahrendorf: „Wir können aus der Geschichte lernen, aber wir können Sie nicht anwenden.“

Mit der Wahrheit der Geschichte verhält es sich allerdings komplexer: Wie es nämlich nicht „die“ historische Wahrheit gibt, sondern allenfalls Wahrheiten, so gibt es auch nicht „die“ Geschichte, sondern allenfalls Geschichten. Die wichtigste Instanz für Wahrheit wie für Wissenschaftlichkeit bildet in der Geschichtswissenschaft jedoch ein Verfahren: die intersubjektive Überprüfbarkeit. Als Forscher muss ich bereit sein, meine Thesen in eine Wissenschaftsgemeinschaft einzubringen, die meine Methoden und meine Quellen nachprüfen und gegebenenfalls in Zweifel ziehen kann. Man tut gut daran, die Prozeduren und Prinzipien der Tatsachen- oder Wahrheitsfindung offen zu legen und somit die perspektivische Begrenztheit mit in die Erarbeitung der jeweiligen Fakten einzubringen. Aus der erkenntniskritischen Position, die ich formuliert habe, folgt ja nicht der gänzliche Abschied von vernünftigen Kriterien, die es erlauben, Unterscheidungen zu treffen zwischen treffenderen und weniger triftigen Bezugnahmen auf die Wirklichkeit. Die erkenntniskritische Position, die ich heute bezogen habe, soll vielmehr vor einem objektivistischen Machtwahn warnen, die den Menschen letztlich aus seiner Erkenntnis herausargumentiert. Über dieses objektive Wahrheitsversprechen der Wissenschaft äußerte Hans Blumenberg treffend: „Es gibt keine Nutznießer dieser Wahrheit, denn sie ist am Ende, wenn es niemand mehr gibt, der sich für das interessiert, was Erkenntnis leistet.“

Ute Daniel hat mit Michel Foucault festgestellt, dass wahr ist, was Erfahrungen möglich macht. Solchermaßen zielt wissenschaftliche Erkenntnis nicht mehr nur darauf, Fakten festzustellen, sondern auch darauf, „Verantwortung zu übernehmen“. Denn wofür wir Wahrheit beanspruchen, dafür müssen wir auch ethische Verantwortung tragen. In diesem

Sinne müssen Historikerinnen und Historiker Geschichte immer neu schreiben, weil sie zugleich in ihrem Gemeinwesen immer neu verantwortlich handeln müssen.

Vortragsmanuskript – Wissenswerk Landshut, 15.5.2017

Dr. Karl Borromäus Murr,

Über historische Wahrheit in postfaktischer Zeit

- *Es gilt das gesprochene Wort* -